

Sieben kehren heim [Fortsetzung]

Autor(en): **Renaud, Jeanne**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 20

PDF erstellt am: **17.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643793>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SIEBEN KEHREN HEIM

JEANNE RENAUD

2. Fortsetzung

Honegger sah vor sich auf die Tischplatte. Er wusste nicht, was er antworten sollte. Womit in aller Welt konnte sich ein Mann wie Gérán in der Schweiz beschäftigen? Er wusste es wirklich nicht.

«Wo sind eigentlich Schneuwins?» fragte Ullmann. «Sie waren schon in der letzten Woche so still und bedrückt, ich glaube, man muss einmal nach ihnen schauen.»

«Wenn Sie mir die Adresse geben wollen, so will ich es gern übernehmen, hinzugehen», sagte Sybil, und Gérán sah sie überrascht an.

Ullmann schrieb die Adresse auf einen kleinen Zettel und überreichte ihn Sybil.

«Danke», sagte er, und in seinen Augen stand so ehrliche Freude, dass sie errötete.

Gérán, der längere Zeit geschwiegen hatte, nachdenklich, weil er sah, dass auch Honegger keine Antwort auf die Frage wusste, die ihn unablässig beschäftigte und die lautete: «Wie baue ich für Sybil und mich eine neue Zukunft auf?» wandte sich mitten aus seinen Gedanken heraus erneut an den Journalisten:

«Wenn Sie sagen, Sie wollen wieder hinausgehen, was wollen Sie dort eigentlich tun, warum wollen Sie nicht hier bleiben, um sich hier in Ihrem Beruf zu betätigen?»

Honegger spielte mit seinem Glas und sah nachdenklich auf die schwatzenden Menschen im Saal, ehe er antwortete.

«Weil ich es einfach nicht aushalten kann, hier zu leben, verstehen Sie das? Ich erkläre es Ihnen. Bevor ich ins Gefängnis kam, lebte ich in Köln. Das bedeutet drei Jahre Luftangriffe, drei Jahre zwischen Trümmern leben ohne Heim, ohne Habe, ohne Sicherheit. Jetzt kann ich das einfach nicht mehr ertragen; richtige Städte, ein normales Leben. Ich kann keine satten, zufriedenen Menschen mehr sehen», er sprach lauter und eindringlicher, als man es von ihm gewohnt war. Alle schwiegen und hörten auf seine Stimme:

«Es kommt mir hier so vor, als sässen wir im Theater und spielten ein Stück, das heisst: 'Wie es früher war'. Dieses ganze Leben, wie wir es hier sehen, ist unnatürlich, einmalig, ist beinahe wie in einem Panoptikum! Rund um uns brennt Europa, Verwüstungen haben es zertrümmert, Hungersnöte, unvorstellbares Elend werden das Werk vollenden. Viele meiner Landsleute hier tun so, als gäbe es das alles nicht. Sie fühlen nicht, können nicht fühlen, dass all' dies keine Gültigkeit mehr hat angesichts dessen, was Europa droht. Mein Platz ist draussen, ich muss helfen, retten, was zu retten ist!»

Ullmann fasste sich zuerst:

«Mein Freund Honegger vergisst bisweilen, dass hier, gerade hier, die Kräfte erhalten geblieben sind, die Europa so dringend brauchen wird.»

Wieder mischte sich Gérán ein:

«Was wollen Sie aber draussen sein, Honegger? Verzeihen Sie, aber wenn man Sie hört, könnte man sich vorstellen, dass Sie Wanderprediger werden wollen.»

«Ich könnte es mir auch vorstellen», sagte dieser ganz ernst.

Ullmann versuchte, das Thema zu wechseln.

«Ich möchte Ihre Frau gern einmal malen, für eine Ausstellung. Würden Sie etwas dagegen haben?»

Gérán, noch verwirrt, sagte zu:

«Wir sind in ungefähr drei Wochen zurück», setzte er hinzu, machen Sie mit meiner Frau die Sitzungen aus.»

Sie gingen ernster auseinander, als sie zusammengekommen waren, auch Micha und Sybil schwiegen, während sie durch den nassen Schnee den kurzen Weg zu ihrem Hotel zurücklegten. Ihrer beider Gedanken liefen verschiedene Wege.

Drittes Kapitel

Die leisen Zweifel der Frau Schneuwlin sollten sich als berechtigt erweisen. Der Empfang bei ihren Kindern nahm nicht den Verlauf, den Vater Schneuwlin in seinem Vaterstolz sich selbst und seiner Frau in endlosen Gesprächen ausgemalt hatte. Wenn die Beiden in Hamburg im Keller gehockt hatten — ganze Nächte und Tage hindurch — hatte Vater Schneuwlin tröstend gesagt:

«Lass' man, Luise, bald ist das alles vorbei, und du wirst einmal Ruhe haben und dich verwöhnen lassen! Der Köbi ist doch nun verheiratet und wird dich halten wie eine Prinzessin. Ich suche mir dann in Ruhe einen ordentlichen Posten.»

Frau Schneuwlin hatte glücklich gelächelt. Aber mit dem sicheren Instinkt der Mütter ahnte sie zum voraus, dass besonders ihre Schwiegertochter nicht entzückt sein würde, wenn die Schwiegereltern in ihre junge Ehe einbrachen, noch dazu ohne Habe, ohne Geld, ohne Aussicht auf sicheren Verdienst.

Als die Schneuwins, noch ein wenig benommen von der Reise und den auf sie einströmenden neuen Eindrücken, an der Tür der kleinen Wohnung ihres Sohnes läuteten, war beiden das Herz schwer, ohne dass sie es eingestehen wollten.

Lange Zeit warteten sie, drückten von Zeit zu Zeit wieder auf die Glocke, aber drinnen blieb alles still.

Irgendwo im Haus weinte ein Kind, Töpfe und Pfannen klapperten, es roch nach gebratenen Zwiebeln.

Schliesslich fasste sich Vater Schneuwlin ein Herz und läutete an der Tür der Nebenwohnung. Eine Frau mit einer groben Stimme gab Auskunft.

«Die kommen erst um zwölf Uhr», verkündete sie. «Die junge Frau arbeitet doch

jetzt in der Näherei. Da müssen Sie schon warten.»

Nach einem geringschätzigen Blick auf die rundliche Frau Schneuwlin warf sie die Tür wieder zu. Die beiden standen betreten da. Es war erst elf Uhr. Was in aller Welt sollten sie solange anfangen?

Sie beschlossen, spazieren zu gehen. Und so gingen sie denn die Strassen auf und ab, und mit jedem Schritt wurde ihnen das Herz schwerer und schwerer, am liebsten wären sie beide wieder davongelaufen. Aber wohin hätten sie sich wohl wenden sollen?

Um 12 Uhr standen sie pünktlich wieder vor der Tür, und diesmal öffnete sie sich sogleich. Schneuwlin junior stand selbst im Tür Rahmen und hinter ihm erschien die Schwiegertochter, um die Flüchtlinge mit einem Wortschwall zu empfangen.

«Na, da seid Ihr ja! Ihr habt wohl etwas warten müssen, nicht wahr? Aber ich gehe jetzt auch in eine Schneiderei; denn die Frauen müssen heutzutage doch mitverdienen, sonst reicht's nirgends. Abends essen wir zu Hause, aber mittags gehen wir immer in ein kleines Restaurant hier an der Ecke, Ihr könnt gleich mitkommen.»

Eigentlich waren Vater und Mutter Schneuwlin ja müde und wären lieber zu Hause geblieben, aber natürlich gingen sie doch mit, wenn auch recht schweigsam und bedrückt.

Weder Sohn noch Tochter schienen das zu bemerken. Sie lachten und schwatzten viele Dinge, von denen die Eltern nichts verstanden. So kam es wohl, dass die Kinder ganz vergassen, nach den Erlebnissen der Eltern zu fragen; denn wenn man dauernd von sich selbst spricht, kommt man nicht dazu, über die Schicksale der anderen nachzudenken.

Das Essen war reichlich und gut, und Köbi bestellte ein wenig Wein dazu. So tauschten auch die Eltern wieder auf, es erschien ihnen nicht mehr so schlimm, dass der Empfang in der Heimat anders ausgefallen war, als sie gehofft hatten.

Als es ans Bezahlen ging, zog Vater Schneuwlin seine Börse, und es waren nur die zehn Franken darin, die man ihm an der Grenze gegeben hatte. Das war alles, was er besass. Er meinte, auch der Köbi werde seine Fränkli hervorholen, aber der sprach gerade mit seiner Frau und vergass es wohl. So beglich Vater Schneuwlin die Zeche, und es blieben noch zwei Fränkli übrig; die klapperten traurig, als sie in Vater Schneuwlins Tasche verschwanden.

Inzwischen war es schon spät, die Kinder mussten fort an ihre Arbeit.

«Hier habt ihr den Schlüssel», sagte der Köbi, «Ihr findet den Weg ja allein, um sieben kommen wir nach Haus.»

«Ach, was ich noch sagen wollte», rief die Schwiegertochter, schon in der Eile und



Hast, fortzukommen, «heute Nacht könnt ihr ja bei uns schlafen, aber morgen kommt meine Schwester aus Bern zu Besuch, da müsst ihr euch dann ein Zimmer suchen! Und Mutter, wenn du etwas Gutes kochen könntest, das wäre schön, dann können wir abends ein wenig feiern. In der Speisekammer wirst du nicht viel finden, aber es gibt Läden genug ringsum, du kannst etwas kaufen gehen, nicht wahr? Nun muss ich mich aber beeilen, der Meister wartet nicht gern, tschau!»

Damit waren die Beiden fort, und die Eltern blieben auf der Strasse stehen und blickten ihnen nach. Dann gingen sie schweigsam den Weg zurück, sie stiegen die Treppe hinauf und öffneten die Tür, ihre Köfferchen standen noch da, wo sie sie abgestellt hatten.

Frau Schnewlin setzte sich in der Küche auf einen Stuhl. Als Vater Schnewlin kam, brach sie in Tränen aus. Er streichelte ungeschickt ihren Arm und wusste nicht, was er sagen oder tun sollte. Schliesslich sagte er aber doch etwas. Es war nur ein Wort und es hiess:

«Komm!»

So nahmen sie ihre Köfferchen wieder auf, legten den Wohnungsschlüssel unter die Matte und gingen — ja wohin sollten sie gehen?

Sie erinnerten sich an den freundlichen Empfang an der Grenze und an den netten jungen Mann von der Rückwandererhilfe, der ihnen die Adresse der Stelle in Zürich gegeben hatte.

«Gehen wir zur Rückwandererhilfe», schlug Schnewlin vor, und das taten sie auch.

Als sie im Büro anlangten, war es spät geworden. Man sagte ihnen, es sei schon geschlossen, sie sollten am nächsten Tage wieder kommen. Frau Schnewlin kamen gleich wieder die Tränen, das war es wohl, was das Fräulein von der Rückwandererhilfe bewog, sie doch noch zu empfangen und ihr Anliegen anzuhören.

Da standen sie nun und wussten nicht, wie anfangen mit ihrer Geschichte. Sie waren gehemmt, denn sie konnten doch nicht alles erzählen. Ausserdem sahen sie, dass das Fräulein ungeduldig war und müde und gern nach Hause gehen wollte.

Sie standen da wie Bettler oder wie Sünder mit einem schlechten Gewissen. Das Fräulein wusste wirklich nicht, was es mit ihnen beginnen sollte. Es kamen so viele, den ganzen Tag kamen sie, ihre Sorgen waren immer dieselben, und das Fräulein war auch nur ein Mensch.

So gab sie ihnen dreissig Franken, sagte ihnen, dass sie sparsam sein müssten und schrieb Schnewlin eine Adresse auf, wohin er sich wenden könne, um vielleicht Arbeit zu finden.

Damit war ein neuer Fall für sie erledigt, einer unter Tausenden, und sie konnte endlich gehen, um ihre Schuhe von den müden Füßen zu ziehen.

Nun, Schnewlins überstanden auch das, wenn es ihnen auch schlimmer erschien als alle Bombenangriffe, die sie mitgemacht hatten. Am Abend hatten sie ein kleines, bescheidenes Zimmerchen gefunden und etwas zu essen hatten sie auch. So gingen sie mit der Hoffnung zu Bett, dass Schnewlin Arbeit finden würde.

Schnewlin, der zuerst versucht hatte, in seiner Branche einen Posten zu bekommen, landete schliesslich als Hilfsarbeiter auf einem Bau. Er liess sich jedoch auch dadurch nicht verdriessen. Er fühlte sich noch jung mit seinen 42 Jahren, sein Körper war gesund und kräftig. Ja, die Arbeit an der frischen Luft gefiel ihm nicht schlecht, und die Kameraden, die ihn vorläufig ein wenig misstrauisch betrachteten, würden sich schon an ihn gewöhnen.

So sass er eines Tages im Kreise der anderen und verzehrte das Brot, das Mutter Schnewlin ihm mitgegeben hatte.

Dazu «verzählte er ein richtiges Seemannsgarn», natürlich im Hamburger Platt; denn die richtigen Fachausdrücke gibt es im Schwyzerdütsch gar nicht. Einige seiner Kameraden lachten laut, schlugen sich auf die Knie und ermunterten ihn, immer mehr zu erzählen; denn Geschichten von der Waterkant und von abenteuerlichen Fahrten auf See hörten sie nicht alle Tage.

Als nun Schnewlin gerade so richtig «in Fahrt» war, «sein Seemannsgarn abzuwickeln», stand plötzlich einer der Vorarbeiter vor ihm und schrie ihn an:

«Halt dein verfluchtes Maul, du gottverdammter Nazi!»

Schnewlin verstummte, dann wurde er rot, dann blass und stand ganz langsam auf. Ja und dann landete seine kräftige Faust in einer gut gezielten Geraden genau auf des andern Kinnschuppe, so dass der umfiel wie ein Baum.

Schnewlin sah noch einmal in die Runde, er suchte die Augen der Lächer von vorhin, als hoffe er, bei ihnen Beistand zu finden.

Aber die Kameraden blickten verlegen vor sich hin, einige bemühten sich um den Geschlagenen, der langsam wieder zu sich kam und benommen um sich blickte.

So nahm Schnewlin seine Jacke und ging zum Baubüro.

«Ich habe es mir bereits gedacht», sagte sein Vorgesetzter, als Schnewlin berichtet hatte. «Aber die Leute sind aufgehetzt, und man kann nichts dagegen tun. Am besten suchen Sie sich etwas anderes.»

So war denn Schnewlin wiederum arbeitslos. Er ging ganz langsam, Schritt für Schritt von seiner Arbeitsstätte weg. Ehe er noch den Ausgang erreichte, stand einer der Kameraden vor ihm, ein untersetzter, stiller Mann, mit dem Schnewlin bisher wenig gesprochen hatte.

«Du», sagte er und legte ihm die Hand auf den Arm. «Du musst es nicht tragisch nehmen. Darf ich ein Stück mit dir gehen, ich habe noch Zeit.»

Schnewlin nickte bloss; denn die Kehle war ihm wie zugeschnürt.

«Ich wollte dir nur sagen», fing der andere wieder an, «du musst deine Heimat nicht nach dem da beurteilen», er zeigte mit dem Daumen verächtlich hinter sich, «die sind auch nur aufgehetzt und glauben, dass alles, was von draussen kommt, ein Nazi sein muss. Ausserdem meinen sie, wenn sie recht laut schreien, merke man nicht, dass sie ein schlechtes Gewissen haben.»

Er lächelte Schnewlin an, und der lächelte zurück. An der Ecke gaben sie sich die Hand.

«Ich heisse Gustav Gschwendt», sagte Schnewlins neuer Freund, «und deine Ad-

resse habe ich, wenn du erlaubst, dann komme ich 'mal vorbei.»

Damit trennten sie sich, Schnewlins Herz, das soeben noch so schwer gewesen, war schon beinahe wieder leicht.

Auch Mutter Schnewlin hatte mancherlei Sorgen, von denen sie nicht sprach. Sie musste manches böse Wort einstecken und dazu schweigen. Sie kam sich oft wie eine Ausgestossene vor. Dazu nagte der Kummer wegen der Kinder an ihr.

Oft sass sie in ihrem kleinen, einfachen Zimmerchen, sann und sann, und plötzlich liefen ihr die Tränen die Wangen hinunter.

Da sie aber eine energische und kluge Frau war, sagte sie sich eines Tages, dass das nicht so weitergehen könne, und dass man trübe Gedanken am besten mit Arbeit vertreibe. Sie erinnerte sich, dass sie früher einmal genäht hatte. So meldete sie sich auf eine Anzeige hin, in welcher Heimarbeiterinnen gesucht wurden. Sie sass nun manche Stunde des Tages an der geliehenen Nähmaschine, und manches Fränkli wanderte in eine kleine Schachtel, die sie unter ihren wenigen Wäschestücken im Schrank versteckt hielt.

Als Schnewlin heute vor der Zimmertür stand, zögernd und unsicher, lauschte er auf das fleissige Schnurren der Maschine. Er stand schon eine Weile hinter seiner Frau und sah ihr zu, ehe sie ihn bemerkte. Da waren nicht viele Fragen nötig; denn wenn ein Mann schon nach Hause kommt, ehe er richtig weggegangen ist und dann so dasteht mit einem betretenen, trotzigem Gesicht, dann weiss eine Frau auch ohne viel Worte, was los ist.

So tat sie denn, was alle guten Frauen in einem solchen Fall tun. Sie nahm die Kaffeebüchse aus dem Schrank und kochte einen Kaffee, schimpfte ein wenig auf die schlechten Menschen in der Welt und versprach ihrem Mann, dass er bald eine viel bessere Stelle finden werde.

So schnell ging es natürlich mit dem Posten nicht, Frau Schnewlin musste noch oft Kaffee kochen mitten am Tage, während die fränkliggefüllte Schachtel im Wäscheschrank sich immer mehr leerte.

Aber eines Tages läutete es, schwere Stiefel polterten bis zu ihrer Tür, dann klopfte es. Frau Schnewlin erschrak; denn einen Augenblick lang war ihr Herz stehen geblieben, weil sie glaubte, der Köbi stehe draussen. Aber es war ein fremder Mann, der sie freundlich anlachte und ihr einen ganzen, prallvollen Rucksack entgegenstreckte.

Als Schnewlin erschien, stand seine Frau noch immer so da und vergass vor Erstauen, den Besucher hereinzubitten.

„Gschwendt!“ schrie Vater Schnewlin, na, wie ich mich aber freue!

Auch Gschwendt freute sich, er packte den Rucksack aus, und da kam so vieles zum Vorschein, dass Schnewlins staunten wie Kinder unter dem Weihnachtsbaum.

«Gesammelt!» sagte Gustav Gschwendt stolz, «von den Kameraden!»

Schnewlin war sprachlos, er griff hierhin und dorthin zwischen die Herrlichkeiten und wusste nicht, was er sagen sollte.

Mutter Schnewlin aber kochte Kaffee und während sie geschäftig hin und her

huschte, weinte sie wieder ein bisschen, aber diesmal vor Freude.

Schnewlin fand schliesslich doch eine Stelle. Er wurde Lagerist in einer grossen Teppichfirma. Sein Chef, ein kleiner, dicker, cholerischer Herr, war zufrieden mit ihm, denn Schnewlin bereitete es keine Mühe, die schweren Teppichrollen hin und her zu tragen. Ausserdem brauchte der Chef ihm nicht so viel zu bezahlen wie einem «Inländer», da Schnewlin schon älter war und nicht leicht eine andere Arbeit fand. Dazu besass er Fachkenntnisse, und so waren beide, Arbeitnehmer und Arbeitgeber, vorläufig zufrieden.

Als Sybil sich auf den Weg machte, um die Schnewlins aufzusuchen, erschrak sie ein wenig über das ärmliche Aussehen dieser Gegend und des Hauses, in dem Schnewlins wohnen sollten, denn sie kannte die Stadt bisher nur von ihrer schönsten und luxuriösesten Seite.

Sie freute sich, dass sie sich endlich einen Sportmantel und eine einfache Kappe hatte kaufen können und nun nicht mit dem Nerz zu den Schnewlins gehen musste. Sie wusste allerdings nicht, dass sie in dem neuen Mantel vollends wie ein kleines Mädchen aussah.

Eine dicke Zimmervermieterin führte sie durch einen übelriechenden Flur zu Schnewlins Stube. Auch Sybil musste laut klopfen, um das Schnurren der Nähmaschine zu übertönen. Als sie dann mit der rundlichen Frau beim Kaffee sass — Schnewlin war noch nicht da — wusste sie selbst nicht, warum sie sich so wohl und geborgen fühlte.

Hier war die Atmosphäre von Heim, Existenz und Arbeit, obschon es nur ein einfaches möbliertes Zimmerchen war. Hier dachte man nicht an verkaufte Ringe, an hohe Hotelrechnungen, an eine aussichtslose Zukunft, auch nicht an eine Reise in den Schnee oder ins Tessin — das Leben rundete sich in einem beruhigenden Kreislauf zwischen einer Nähmaschine und einem Mann, der täglich zur Arbeit ging.

Sybil sass da und lachte über Frau Schnewlins schnurrige Geschichten und über den vielen Kaffee, den diese hat kochen müssen, während ihr Mann Arbeit suchte.

Sie liess sich die Sache mit dem Rucksack erzählen, und eine andere, bisher unbekannte Welt tat sich vor ihr auf. Eine Welt voller Menschlichkeit und kleiner, aber natürlicher und gesunder Sorgen.

Die Stunden vergingen wie im Fluge. Plötzlich kam Schnewlin nach Hause und freute sich, Sybil zu sehen. Er freute sich, aber er wunderte sich nicht. Er sprach kein dummes Zeug von der «vornehmen Dame, die sie mit ihrem Besuch beehrte», sondern er behandelte sie einfach wie jemand, der gekommen ist und über dessen Besuch man sich freut.

So fühlte sich Sybil so wohl, dass sie noch Kartoffelpuffer mit den Schnewlins ass und noch einmal Kaffee dazu trank. Dabei schmeckte ihr das alles viel besser als das langweilige Essen im Hotel.

Endlich musste sie gehen, aber sie versprach, wieder zu kommen und wusste auch, dass sie es tun würde.

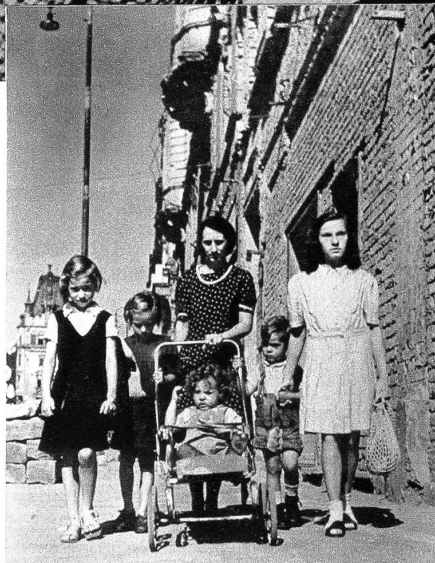
(Fortsetzung folgt)



Heute ist ein grosser Tag für die Kinder der Wiener Familie Sch. Die Kinder dürfen zum Kasperltheater. Schnell werden die Kleinen angekleidet, was immer einen Haufen Arbeit ergibt ...

Über in der Pestgrube. Am Morgen kletterte er hinaus, unversehrt und fröhlich, spielte auf seiner Fiedel und zog erneut durch die Strassen Wiens.

So wie nach der alten Legende der liebe Augustin nach dem Schrecken wieder auferstand, so beginnt in Wien — wenn auch nur langsam, neues Leben. Das Purgtheater, das Opernhaus und wie sie alle heissen, wo der Wiener für eine Vorstellung heute sogar noch eine Mahlzeit opfert, sie werden im kommenden Winter wieder spielen. Aber nicht nur bei den Grossen, auch bei den Kleinen regt sich neues Tun. Trümmer bilden das Theater, Bausteine die Zuschaueressel. Was tut's! Der Kasperl ist zurückgekehrt. Seine Spässe lassen für Augenblicke das viele Leid vergessen.



Doch nun sind alle soweit, dass man ausgehen kann

Das «Theater der Kleinen» in Wien

Als in grauer Zeit die Pest über Wien hereinbrach und den grössten Teil der Bevölkerung hinwegraffte, wurde auch der liebe Augustin mit seiner Fiedel eines Abends auf der Strasse zusammengelesen und in eine Pestgrube geworfen. Nicht dass ihn etwa diese schreckliche Seuche befallen — er hatte zu tief und zu lange ins Glas geschaut. Doch der liebe Augustin liess sich nicht verdriessen. Er blieb die ganze Nacht

So zeigt die Bilderfolge eine Wienerfamilie. Der Tag ist gekommen, wo die Kleinen mit der Mama das Kasperltheater anschauen dürfen. Welch eine Freude herrscht unter den Kleinen. Sie vergessen ganz, dass das Frühstück sehr karg ist. Ein wenig mit Wasser verdünnte Milch, einige Gramm Brot und eine etwas zweifelhafte Marmelade. Doch die Hauptsache ist: heute ist ein grosser Tag, man geht ins Kasperltheater.



In einer Strasse, die noch zum grössten Teil zerstört ist, steht das „Theater der Kleinen“. Als Sitzplätze nimmt man Backsteine



Und dann öffnet sich der Vorhang und für die Kleinen öffnet sich eine andere Welt und lässt sie ihr eigenes Elend vergessen